



Lucia Scherzberg

SCHLUSSWORT

Die Diskussion um den Begriff der Singularität des Holocaust im sog. Historikerstreit und seine Bestreitung oder Bestätigung war von „geschichtspolitischen“ Interessen geleitet. Die Bestreitung stand unter dem deutlichen Verdacht einer Apologie der Täter. Wenn die Verbrechen, die von Deutschen begangen worden waren, mit den Verbrechen anderer gleichgesetzt oder aus diesen abgeleitet werden konnten, schien dies eine Relativierung der Schuld der Täter zu ermöglichen.

Die Affirmation der Singularitätsthese auf der anderen Seite zielte auf einen Grundwerte-Konsens zur Stärkung der (alt-)bundesrepublikanischen Identität, diente also einer nationalen Identitätsvergewisserung: die alte Bundesrepublik sollte damit deutlich machen, dass sie die Geschichte nicht vergessen, sondern aus ihr gelernt hatte.

Der Historikerstreit war also weniger eine wissenschaftliche Debatte als vielmehr ein Streit mit Hilfe „wissenschaftsförmiger“ Argumente um politische und gesellschaftliche Identität. Obwohl man über den Holocaust debattierte, stand das Schicksal der Juden nicht im Vordergrund. Dass sich jüdische Historiker nicht direkt an den Auseinandersetzungen beteiligten, spricht für den Eindruck einer „deutschen“ Kontroverse. Der Rückblick macht zudem deutlich, dass es sich um eine Generationsdebatte (der sog. Flakhelfer-Generation) handelte, deren Protagonisten sich aufgrund ihres Erfahrungs- und Sozialisationszusammenhangs schwer taten, Opfer- und Täter-Kategorien anzuwenden. Sie brauchten die Singularitätsthese bzw. deren Bestreitung, um eine Täter-Apologik zurückzuweisen bzw. um eine solche zu betreiben.

Die Behauptung der Einzigartigkeit des Holocaust in den sog. Uniqueness-Debatten in den USA stand nicht im Kontext deutscher oder europäischer Identitätsdebatten, sondern im Rahmen des Vergleichs von Genoziden. Sie war eine Re-

aktion auf die Universalisierung des Holocaust, die „Holocaust“ zu einer Metapher für die verschiedensten Leidenserfahrungen und –geschichten gemacht hatte (z.B. *American Holocaust* als Begriff für den Genozid an den Indianern). In dieser Universalisierung wurde die Massenvernichtung der Juden zunehmend unsichtbar, der Holocaust nicht mehr als Mord an den Juden verstanden. Dies führte auch hier zu der paradoxen Entwicklung, dass gerade die Rede vom Holocaust das jüdische Leiden ausblendete. Von *uniqueness* zu sprechen, bedeutete also, die Wahrnehmung der jüdischen Dimension des Holocaust zu retten. Als explosiv für die weitere Diskussion erwiesen sich allerdings Konzepte, die den Begriff „Genozid“ nur noch auf die Judenvernichtung anwenden wollten oder (unbeabsichtigt) den Eindruck erweckten, dass sie eine Hierarchie des Leidens aufrichteten. In jedem Fall führte die Bestreitung einer Vergleichbarkeit des Holocaust nicht aus der Falle der „Leidenskonkurrenzen“ heraus.

Auch in den Totalitarismus-Theorien und den deutschen Debatten um Flucht und Vertreibung war das Problem konkurrierender Leidenserinnerungen virulent. Wenn eine Hierarchisierung der Leiden erfolgte, geschah dies zumeist aus politischen Interessen oder aus der Verpflichtung gegenüber einem bestimmten Wertediskurs heraus. In all diesen Fällen standen ebenfalls nicht die jeweiligen Opfer im Vordergrund.

Eine quasi de-facto-Singularität erhielt der Holocaust, indem er zum Bezugspunkt und zur Grundlage für die Schaffung internationaler rechtlicher Strukturen und Institutionen wurde. Dahinter stand die Idee überall verbindlicher Menschenrechte und eines universal anwendbaren Rechts. Auch hier richtete sich die Aufmerksamkeit nicht primär auf die Leiden der Opfer, sondern auf die Hoffnung auf Wiederherstellung der Zivilisation gegen die Barbarei des Unrechts. Gerade die Idee eines universal anwendbaren Rechts und ihre Umsetzung riefen und rufen jedoch Kritiker auf den Plan,

die darin eine Verschleierung westlicher Hegemonialinteressen vermuten.

Aus diesen Ergebnissen lassen sich folgende Konsequenzen ziehen:

1. Die Gefahr einer Täter-Apologetik lässt sich besser durch die klare Anwendung von Opfer- und Täter-Kategorien abwenden als durch die Singularitäts-These.

2. Gegen universalisierende Diskurse und die inflationäre Verwendung des Begriffs Holocaust muss sichtbar gemacht werden und sichtbar bleiben, dass der Holocaust den Juden angetan wurde.

3. Dies schließt Vergleichbarkeit nicht aus. Die Vergleichbarkeit beispielsweise mit dem *porrajmos* führt nicht zu einer Relativierung der Schuld der Täter, sondern vergrößert noch das Ausmaß der Schuld, weil es sich um dieselben Täter handelt. Auch mit anderen Genoziden und Trauma-Narrativen können der Holocaust und das Gedächtnis des Holocausts verglichen werden, wenn die Judenvernichtung dadurch nicht unsichtbar gemacht wird. An Stelle von Leidenskonkurrenz und Hierarchisierung ist eine Sensibilität gegenüber verschiedenen Erfahrungen des Leidens und deren Gedächtnis notwendig.

4. Der Vergleich führt eher zur Erkenntnis der Unterschiede als zu ihrer Nivellierung. Die Konjunktur des Diktaturen-Vergleichs nach 1989 hat nicht die klassische Totalitarismus-These bestätigt, sondern die Unterschiede zwischen den Diktaturen deutlicher hervortreten lassen. Der Versuch, den Nationalsozialismus im Rahmen umfassender Theorien zu erfassen (Totalitarismus-, Faschismus-Theorien, Funktionalismus und Strukturalismus, Modernisierungstheorien) hat gezeigt, dass keines dieser Rahmenkonzepte den Holocaust erklären kann. Die Untersuchung der „Normalität“ des Nationalsozialismus, d.h. des Alltags unter der NS-Herrschaft, führte nicht zu einer Banalisierung, sondern zur Erkenntnis der Alltäglichkeit rassistischer Ausgrenzung und Ausmerzung.

5. Die Singularitäts-These ist keine quantifizierbare Aussage und will dies auch nicht sein.

6. Besteht die Lösung darin, die Singularitäts-These nicht als geschichtswissenschaftliche, sondern als geschichtsphilosophische oder ethische Aussage zu kennzeichnen? Dies scheint zunächst plausibel, allerdings bleibt das Problem, dass geschichtsphilosophische und erst recht ethische Aussagen nicht dasselbe Maß an Überprüfbarkeit erreichen wie eine wissenschaftliche These. Gleichermaßen kann eine geschichtsphilosophische These auch aus anderen als rationalen Gründen zurückgewiesen werden; eine ethische Entscheidung gar scheint primär in den Bereich subjektiver Wertüberzeugungen zu gehören. Doch Sorge dafür zu tragen, dass die Geschichtserfahrungen der Opfer des Holocaust auch in die Geschichte übertragen werden, die die Historiker heute erzählen und in Zukunft erzählen werden, erfordert „mehr“ oder noch Anderes als eine ethische Entscheidung oder ein geschichtsphilosophisches Konzept.

7. Ich plädiere für die Anwendung der Singularitätsthese als hermeneutische Kategorie; sie steht für den Blick auf den Holocaust aus der Perspektive der Opfer. Dann muss der „Bruch“ thematisiert werden, nicht die „Kontinuität“; dann wird vom „Extremfall“, nicht von der „Normalität“ aus geschaut und gedacht. Diese Sichtweise aber ist operationalisierbar und intersubjektiv überprüfbar, sie entzieht sich dem wissenschaftlichen Diskurs nicht und ist - anders als Egon Flaig in seinem FAZ-Artikel zu „25 Jahre Historikerstreit“¹ meinte - keine Frage des persönlichen Geschmacks.

¹ Flaig meinte, die Zuschreibung von Einzigartigkeit sei eine Frage subjektiver Gewichtung; insofern könne für den Einzelnen der Holocaust einzigartig sein; er selbst wolle aber lieber von der athenischen Demokratie als einzigartig sprechen, weil sie für ihn wichtiger sei als der Holocaust; siehe Egon Flaig, *Die Habermas-Methode*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 17. Juli 2011; s. auch die Replik Heinrich August Winkler, *Hellas statt Holocaust. Vergangenheit, die nicht vergehen will: Egon Flaigs wundersame Wiederbelebung des westdeutschen Geschichtsbilds der fünfziger Jahre*, in: Die Zeit v. 21. Juli 2011.

8. Die historische Diskussion könnte von der Kunst profitieren, d.h. vom künstlerischen Umgang mit dem Problem der Darstellung des Undarstellbaren. Im Bau des Jüdischen Museums in Berlin, das kein Holocaust-Mahnmal ist, aber mahnmalartige Züge trägt, ist es Daniel Libeskind gelungen, sowohl den „Bruch“ als auch die „Kontinuität“ darzustellen: das Eine durch die sog. *Voids*, das Andere durch das Liniennetz der Beziehungen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Berlinern, das ihm als Matrix für den Grundriss des Gebäudes diene. Sowohl die Leere, die der Holocaust auf Dauer hinterlässt, und die Unzugänglichkeit des Ereignisses trotz deutlichster Präsenz kommen zum Ausdruck als auch die Kontinuität jüdischen Lebens in Berlin und die Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft.